

## Leben in Einödbach

**Leben am Ende der Welt. Na ja, ganz so schlimm ist es nicht: die nächste Stadt – Ansbach – ist von Dombühl 24 Kilometer weit entfernt. 24 Kilometer – nicht viel? Für denjenigen, der motorisiert ist, dauert es ein bisschen mehr als 20 Minuten, um in die Stadt zu kommen, für denjenigen, der kein Auto hat, allerdings länger. Und dann kann aus Dombühl ganz schnell Einödbach werden. Erst recht, wenn du dort, nahe am Ende der Welt, niemand kennst und wenn du die Sprache und Kultur der Einheimischen nicht verstehst.**

Was mich nach Einödbach, Pardon: Dombühl, verschlagen hat? Die „romantische Straße“, der ich von Rothenburg ob der Tauber Richtung Feuchtwangen gefolgt bin. Mit dem Fahrrad, nach einer zweitägigen Tour durch das in diesen Maitagen – tatsächlich – „liebliche Taubertal“. Der „romantischen“ Straße folgend, kam dann allerdings die Lieblichkeit immer mehr abhanden. Das Wetter passte nicht mehr, immer mehr Wolken schoben sich vor die Sonne und heftiger Gegenwind bei einer buckligen Piste blies mir ins Gesicht. Immer öfter ging die Tour, je weiter ich mich von Rothenburg entfernte, auch nicht mehr über Radwege, sondern über Landstraßen. Durch Dörfer, in denen ich keinem Menschen begegnete und wo es keinen Laden gab, in dem ich mich mit einem frischen Getränk versehen konnte. Wie verpflegen sich die Bewohner dieser Ortschaften?, fragte ich mich. Die fahren wahrscheinlich alle zu Aldi nach Rothenburg oder Netto in Ansbach. Nach zwei Stunden auf dieser „romantischen“ Piste hatte ich keine Lust mehr, mein Ziel, Feuchtwangen, anzusteuern. Die Alternative? Irgendwo, möglichst schnell, einen Bahnhof aufsuchen und mit der Bahn zurück ins „liebliche“ Taubertal fahren.

So kam ich denn nach Dombühl! Reiseführer und Straßenkarte versprachen dort einen Bahnhof, den einzigen im Umkreis von vielen Kilometern. Auch Dombühl, so der Reiseführer, ein Ort an der „romantischen“ Straße. Gibt es unromantische Orte an einer romantischen Straße? Nachdem ich Dombühl kennengelernt habe, kann ich auf diese Frage nur mit einem eindeutigen Ja antworten! Wie wenig romantisch Dombühl ist, bemerkte ich bei der Einfahrt in den Ort erst einmal nicht. Ich hatte nur den Blick auf die Straße, die mich zum Bahnhof führte. Die wenigen Blicke nach rechts oder links, weg von der Straße, die boten ein Dorf, das sich von den Dörfern, die ich in den vergangenen Stunden kennengelernt hatte, nicht unterschied: Weit und breit kein Mensch zu sehen. Ein paar Bauernhöfe, die Sparkasse, keine Einkehrmöglichkeit... Doch, tatsächlich eine Pizza – La Dolce Vita da Toni! Heute, Dienstag, allerdings kein dolce Vita, heute geschlossen, da Ruhetag. Egal, bei der Einfahrt in Dombühl war das auch nicht so wichtig. Ich wollte möglichst schnell zum Bahnhof und möglichst schnell einen Zug erwischen, der mich wieder in eine lieblichere Gegend brachte. Der Bahnhof, am Ende der Bahnhofstraße: ein trostloser Ort mit einem grauen Bahnhofsgebäude, dessen mit Holz vernagelte Türen und Fenster darauf schließen ließen, dass die Zeit, in der dieses Gebäude betreten werden konnte, ein Jahrzehnt, vielleicht noch län-

ger, zurück lag. Auf dem Bahnsteig angekommen, wurde mir schnell klar, dass ich mich auf einen längeren Aufenthalt in Dombühl einzustellen hatte. Ein Blick auf den Aushang im Wartehäuschen bestätigte das. Vor ein paar Minuten war ein Zug abgefahren, der nächste würde in einer Stunde kommen. Versprach zumindest der Aushang. Doch die Bahn verspricht manchmal – ich bin gnädig – etwas, was sie nicht halten kann. So auch in Dombühl. Aus einer Stunde Wartezeit wurden zwei. Das wusste ich aber natürlich noch nicht bei meiner Ankunft auf dem Bahnhof. Da stellte ich mich auf eine Stunde ein. Ich besorgte mir am Automaten ein Ticket. Der Preis? Nicht gerade billig. Für die Fahrt mit dem nächsten Zug von Dombühl nach Bad Mergentheim, mein Ziel im „lieblichen“ Taubertal, musste ich 32 Euro bezahlen. Plus 5 Euro Transportkosten für mein Fahrrad. 18 Euro, so der Automat, kostete mich ein Ticket für den Zug, der in zwei Stunden kommen würde, um mich ins Taubertal zu transportieren. Warum mein Zug 32 Euro kostete und ein Zug eine Stunde später mit demselben Ziel nur 18 Euro? Ich stellte mir die Frage, fand beim Blick auf das Display des Ticketautomaten keine Antwort. Da ich keine Lust hatte, in der Einöde zwei Stunden zu warten, entschloss ich mich für das Ticket zu dem teureren Preis.

Was tun, um die Stunde Wartezeit zu nutzen? Mich mit Leuten auf dem Bahnsteig unterhalten? Ich schaute mich um. Es gab niemand, der dafür in Frage kam. Der Bahnsteig war menschenleer. Dann also lesen? Das war eine Möglichkeit, das konnte ich aber auch noch während der Fahrt. blieb, auf Entdeckungstour durch Dombühl zu gehen. Ich überlegte kurz und schwang mich auf mein Fahrrad, um die Tour zu starten.

Das erste, was mir nach dem Verlassen des Bahnhofvorplatzes (!) auffiel, war ein graues, leicht heruntergekommenes Haus, das eine verblichene Inschrift trug: Adria-Grill. Hatte ich bei meiner Einfahrt in den Ort übersehen, dass es neben La Dolce Vita da Toni doch noch eine weitere Einkehrmöglichkeit in Dombühl gab? Cevapcici mit Pommes, dazu ein gut gekühltes Bier, das wäre jetzt nicht das Schlechteste – dachte ich mir, als ich die Inschrift entdeckte. Beim Heranfahen an das Haus wurde mir klar: Hier gab es weder Cevapcici noch Bier. Der „Gasträum“, wo vor einiger Zeit die Dombühler und ihre Gäste solche Leckereien genießen konnten, war dunkel, und ein Blick durch die schmutzige Gardine ließ erkennen, dass in diesem Raum keine Gast weilte und in nächster Zeit auch nicht weilen würde. Beim Blick in andere Fenster des Hauses, derselbe triste Anblick. Allerdings flatterten aus zwei oder drei geöffneten Fenstern Gardinen, die darauf schließen ließen, dass in den Zimmern hinter diesen Fenstern Menschen wohnten.

Ich setzte meine Entdeckungstour fort und fuhr die Bahnhofsstraße, in Ermangelung alternativer Routen, hinunter Richtung Dorfzentrum. Vielleicht hatte ich bei meiner Einfahrt doch einen Laden übersehen, wo ich mich mit einer neuen Wasserflasche oder einem Schokoriegel versehen konnte. Einen Hinweis auf einen solchen Laden erhoffte ich mir nach zwei Minuten Fahrt auf der Bahnhofstraße von dem ersten

Menschen, dem ich in Dombühl begegnete. Als ich ihn entdeckte, war er ein paar Hundert Meter von mir entfernt auf der anderen Straßenseite. Hurra!, dachte ich. Es gibt doch noch Bewohner dieser Einöde. Der kann mir ganz bestimmt einen Tipp geben, wo ich mich verpflegen kann. Als ich mich der Person näherte, schwand meine Zuversicht. Der erste Mensch, dem ich in Dombühl begegnete, war ganz bestimmt kein Einheimischer: moderne Klamotten, dunkle Haut und schwarze Haare, trendig geschnitten. Mein erster Gedanke war: der kommt aus Syrien und der kann dir beim besten Willen keinen Tipp für das Überleben in dieser Einöde geben. Als wir zwei auf gleicher Höhe waren, schauten wir uns kurz an. Weiter passierte nichts. Er ging weiter Richtung Bahnhof, wo ich herkam, und ich fuhr weiter in entgegengesetzte Richtung, hin zum Ortszentrum. Als ich dort ankam, fragte ich mich schon beim Heranfahen, was ich dort sollte. Außer Zentrum war da nichts. Kein Laden, keine Einkehrmöglichkeit, niemand. Ob der Mensch, dem ich gerade auf der Bahnhofstraße begegnet war, von diesem Platz her kam? Was hatte er dort gemacht? Meiner Einschätzung nach war da nichts, was man machen konnte. Das Grabmal für die Gefallenen der Weltkriege – das war für den Menschen aus Syrien ganz bestimmt keine Attraktion. Der hat wahrscheinlich die Nase voll von einem Grabmal für Gefallene, dachte ich mir. Der versteht vermutlich gar nicht, was diese hässliche Ansammlung von Steinen mit irgendwelchen Inschriften soll.

Meine Entdeckungstour war beendet. Also, zurück zum Bahnhof! Dann würde ich mir eben dort ein Plätzchen suchen, um mich dort zum Lesen hinzusetzen.

Am Bahnhof angekommen, wartete eine Überraschung auf mich: der Bahnsteig war inzwischen von zahlreichen Leuten – bevölkert. Das zu sagen, wäre übertrieben, aber acht oder zehn Personen waren es schon. Eine Handvoll junger Männer, unter ihnen meine Begegnung von der Bahnhofstraße, unterhielten sich laut in arabischer Sprache. Ein Stück von den Männern entfernt stand ein junges Paar mit Kind im Buggy, die Frau trug ein dunkelbraunes Kopftuch. Und auf der Bank, auf der ich schließlich Platz nahm, rückte ein gut gekleideter junger Mann zur Seite, um mir Platz zu machen.

„Sie warten auch auf den Zug?“, versuchte ich ein Gespräch mit ihm in Gang zu bringen.

Er zuckte mit den Schultern: „Nix verstehn.“

Mein Banknachbar konnte zum Glück „a little bit“ Englisch, wie sich im Verlauf der anschließenden Gespräche herausstellte, auch ein paar deutsche Wörter und – rudimentär – deutsche Redewendungen.

„Wie heißt du?“, verstand er, nachdem ich in Englisch nachgelegt hatte: „Your name?“

„Arif“, antwortete mein Banknachbar mir auf die Frage nach seinem Namen.

Wir hatten viel Zeit für unsere Unterhaltung. Mehr als ursprünglich gedacht, denn der – teure – Zug ließ auf sich warten. Ein paar Einheimische, darunter eine Dombühlerin, die nach Ansbach zur Arbeit musste, tauchten auf dem Bahnsteig auf, der sich immer mehr bevölkerte. Die Anzeige auf dem Bahnsteig nahm die Verspätung nicht zur Kenntnis. Sie kündigte auch dann noch den Zug für 12.35 Uhr an, als es längst 13 Uhr geworden war. Ich sah dieser Unpünktlichkeit gelassen entgegen, weil ich mich längst entschieden hatte, den späteren – preiswerteren – Zug zu nehmen, für den ich eigentlich nur 18 Euro zu bezahlen hatte. Aber, was soll's? Kriegt die Deutsche Bahn halt ein großzügiges Geschenk von mir. Rückerstattung? Vergiss es! Der Automat war nicht bereit, das teure Ticket wieder zurück zu nehmen.

Weniger gelassen nahm die Verspätung Arif. Ich bekam heraus, dass er einen Termin in Ansbach hatte und wegen der Verspätung, für die nicht er, sondern die Deutsche Bahn verantwortlich war, nicht rechtzeitig erscheinen konnte.

Was machte ein 26-jähriger Kurde aus dem Irak in diesem Ort nahe am Ende der Welt? Arif konnte mir nicht erklären, warum es ihn und seine Familie – eine Frau und zwei kleine Kinder – in diese verlassene Gegend verschlagen hatte. Wo er nun wohnte, das allerdings konnte er mir zeigen: „Da!“ Dabei drehte Arif sich um und zeigte auf den ehemaligen Adria-Grill. Bevor er mir seine neue Bleibe gezeigt hatte, war schon bei mir die Vermutung entstanden, dass die jungen Männer und die arabische Familie in diesem heruntergekommenen Gebäude wohnten. Ein Grill war vielleicht in den vergangenen Jahren einmal eine Einnahmequelle für den Hausbesitzer gewesen, nun hatte er eine sehr viel lukrativere gefunden: ein „Heim“ für Flüchtlinge.

Irgendwann in unserem Gespräch wollte Arif wissen, woher ich käme. Ich nannte ihm Bonn. Von einer Stadt mit diesem Namen hatte er ganz offensichtlich noch nie etwas gehört. Ich wiederholte: „Bonn near Köln – near Cologne.“ Doch auch das half nicht weiter. Köln war ihm genauso wenig bekannt wie Bonn. Schließlich war es Arif selbst, der dabei half, den Ort meiner Herkunft zu lokalisieren.

„Near Dortmund?“, fragte er.

Ich nickte mit dem Kopf: „Bonn, near Dortmund.“

„Dortmund – gut“, meinte er, als der um 50 Minuten verspätete Zug endlich in den Dombühler Bahnhof einfuhr. Arifs Augen leuchteten. „Ich wollen nach Dortmund“, fuhr er fort. „Weg hier!“

Ich konnte den jungen Kurden verstehen, dass er von Dortmund träumte. Für Dombühl fand ich es auf der anderen Seite schade. Wenn er und seine Familie und die anderen jungen Leute diesen Ort verlassen würden, hätte Dombühl die große Chance verpasst, etwas mehr Leben in diesen Ort zu bringen.